



Der Synodale Prozess in Österreich

Eine Zusammenschau

**Textentwurf zur Vorlage für die Vorsynodalen Versammlung der
Bischöfskonferenz 2022 / Mariazell**

Stand: 25.05.2022

Redaktionsteam:

Dr. Birgit Bahtić-Kunrath

Dr. Walter Krieger

Johannes Moravitz, MA

PD Dr. Petra Steinmair-Pösel

VORWORT

Der hier vorliegende Text stellt eine Synthese aus den im Generalsekretariat der Österreichischen Bischofskonferenz eingebrachten Eingaben zum Synodalen Prozess in Österreich dar. Insgesamt wurden 19 Beiträge aus neun Diözesen, von verschiedenen katholischen Vorfeldorganisationen, der Ordenskonferenz, den katholischen Fakultäten in Österreich und zwei katholischen Hochschulen eingereicht.

Die Synthese orientiert sich in ihrem Aufbau und in den übernommenen Überschriften an den Vorgaben des vatikanischen Synodensekretariats. Daraus ergibt sich, dass unterschiedliche Stile und – in Zuordnung zu den einzelnen Punkten – auch unterschiedliche Ebenen zusammengeschaut werden. Und es gibt thematische Überschneidungen, da manche Fragen unter verschiedenen Überschriften zu behandeln waren. Das bedeutet, dass ein Thema mitunter nicht an einer Stelle umfassend beschrieben wird, sondern erst in einem Gesamtblick zu sehen ist.

Der vorgegebene limitierte Umfang des Textes bringt es auch mit sich, dass nicht alles wiedergegeben werden kann, was übermittelt wurde, sondern dass sich das Redaktionsteam auf Schwerpunkte konzentrieren musste, die sich aus den Eingaben herauskristallisiert haben.

Der Text ist als Arbeitsgrundlage für die Vorsynodale Versammlung, welche 20./21. Juni 2022 in Mariazell stattfindet, vorgesehen. Die finale Textversion, welche schließlich an das Synodensekretariat übermittelt wird, bezieht die Ergebnisse der Beratungen in der Vorsynodalen Versammlung mit ein. Dieser Endtext darf einen Umfang von maximal 10 Seiten nicht übersteigen.

1 RELECTURE DER SYNODALEN ERFAHRUNG

Aus dem Schreiben des Synodensekretariats: Nennen Sie Meilensteine, Wendepunkte und insbesondere die spirituelle Dimension der Reise (Schwierigkeiten, Überraschungen usw.)

„Eine Kirche, die Synoden abhält, ist noch keine synodale Kirche. Als eine solche können wir uns bezeichnen, wenn der Alltag der Kirche auf allen Ebenen vom gemeinsamen Vorangehen, eben von einem synodalen Stil, geprägt ist.“

Diese Feststellung aus einer der eingegangenen Synthesen¹ bringt eine zentrale Einsicht des Synodalen Prozesses in der österreichischen Kirche auf den Punkt: die anstehende Aufgabe eines Kulturwandels hin zu einer *synodalen Kultur*, die das Leben der kirchlichen Gemeinschaft auf allen Ebenen prägt und durchdringt. Dieser Kulturwandel kann, wie zahlreiche Einzel-Synthesen deutlich machen, an bereits bestehende Strukturen, Methoden und Erfahrungen schon jetzt (zumindest ansatzhaft) gelebter Alltagssynodalität ansetzen, ist aber in vielen Bereichen noch ein Desiderat. Eine Synthese folgert: „Daher braucht es einen neuen Stil im kirchlichen Leben, der eine breite Form von synodalen Beteiligungsmöglichkeiten schafft.“ Dies zumal angesichts der immer wieder auftauchenden Frage, wie die hierarchische Verfassung der Kirche auch strukturell mit dem Prinzip der Synodalität in Einklang gebracht werden kann.

¹ Die vorliegende Synthese zitiert immer wieder die zugrunde liegenden Einzel-Synthesen, um deren „Stil“ und „Geist“ hör- und nachvollziehbar zu machen. Sie verzichtet jedoch bewusst auf die namentliche Nennung der zugrundeliegenden Texte, da es weniger um die Zuordnung zu einer Autor/innengruppe als um die im Zitat auf den Punkt gebrachten (und meist in mehreren Synthesen thematisierten) Inhalte geht.

Insgesamt entsteht jedoch der Eindruck, dass sich die Kirche in Österreich im Rahmen des Prozesses auf einen Weg gemacht hat, Synodalität als Stil und Haltung zu lernen und einzuüben.

Um die synodale Kultur zu stärken und weiter zu entwickeln, benennt eine der Synthesen folgende Ansatzpunkte: das bereits (teilkirchlich) Bestehende nützen, subsidiäre Strukturen ausbauen, aus der Geschichte und von den monastischen Traditionen mit ihren flachen Hierarchien, partizipatorischen Leitungsstrukturen und synodalen Zügen lernen, das aus der Ökumene gewonnene Wissen um die Spannung zwischen gesamtkirchlicher Verantwortung und kontextsensibler Ortskirchlichkeit nutzen, sich von zeitgenössischen Leitungstheorien und Kenntnissen der Organisationsentwicklung für die systemische Dimension von Leitung sensibilisieren lassen.

In all dem gelte es, „auf das Ziel [zu] schauen und starre Strukturen auf[zu]brechen“. In einer Reihe von Synthesen zeigt sich dabei das Bewusstsein, dass Synodalität kein Selbstzweck ist, sondern auf ein Ziel ausgerichtet: die Mission. Mission aber „bedeutet Aufbruch, Wachstum und Lebendigkeit der Kirche im Dienst am Menschen und an der einen Menschheit. Kirchliche Strukturen gehören auf diesen unverzichtbaren jesuanischen Auftrag hin geprüft und weiterentwickelt.“

1.1 Meilensteine

Als eine Art „Meilensteine“ für das Gelingen synodaler Beratung werden in einem Beitrag folgende Aspekte benannt:

- *Zeit*: für transparente Kommunikationsprozesse, sorgfältige Vorbereitung von Entscheidungsfindungsprozessen – Stress und Zeitdruck wirken kontraproduktiv;
- *Übersicht*: das Zusammenschauen und Ineinander-Verschänken der Arbeitsergebnisse verschiedener Gremien;
- *Verlässlichkeit*: transparente und verbindliche Kommunikations- und Entscheidungsstrukturen zwischen den unterschiedlichen Ebenen gewährleisten Nachvollziehbarkeit, sichern Partizipation und bedeuten Wertschätzung;
- *Rechte*: verschiedene Stufen der Partizipation und das Maß der Verbindlichkeit ist den Beteiligten vor der Beratung bekannt;
- *Diversität*: Synodalität lebt von den Unterschieden und der Partizipation, sodass gerechte Beteiligung im Hinblick auf Machtfragen, Alter, Geschlecht, Marginalisierung, etc. sicherzustellen sind.

Grundlegend wird in zahlreichen Synthesen immer wieder auf die Bedeutung des Vertrauens und eines gemeinsamen Unterwegsseins hingewiesen – über alle Differenzen hinweg: „Man spricht einander das Katholisch-Sein nicht ab. Mögliche unterschiedliche (regionale) Lösungen werden ohne Misstrauen akzeptiert.“ „Ein wichtiger Schritt dazu wäre, dass alle Dialogpartner in der Kirche bereit sind, Andersdenkenden zuzugestehen, dass auch sie ehrlich bemüht sind, Gottes Sache, der Wahrheit und der Liebe zu dienen.“

1.2 Wendepunkte

Immer wieder erwähnen die Synthesen einen not-wendigen Wendepunkt im Synodalen Prozess, gerade dort, wo die Ausgangslage von Enttäuschung, Skepsis, Frustration oder gar Resignation geprägt war: die Wende von misstrauischer Distanz zu aktiver Beteiligung. So thematisiert nicht nur eine Synthese die „Überwindung, sich überhaupt auf einen synodalen Prozess einzulassen“. Dass es dennoch gelungen ist, so viele ins Boot zu holen, verdankt sich dem wahrgenommenen authentischen Interesse der zum Prozess Einladenden an den Beiträgen der Teilnehmenden sowie der

Professionalität, mit der Treffen vorbereitet und gestaltet wurden und die als Wertschätzung erfahren wurde. Erschwert wurde das Sich-Einlassen durch oft knappe Zeitressourcen und jene Ermüdung, die sich durch vorangegangene Prozesse, die als wenig fruchtbar erlebt wurden, eingestellt hatte.

Eine Synthese formuliert den in Teilprozessen erlebten Wendepunkt folgendermaßen:

„Viele Menschen – der Kirche Fern- wie auch Nahestehende – waren also über den ausgerufenen Prozess erstaunt, wie auch gleichermaßen irritiert aufgrund des Gefühls, es werde sich nach dem Prozess nichts zukunftsweisend ändern. Doch war zu beobachten, dass eine Vielzahl von Menschen nach den Gesprächen dem Prozess positiv gegenüberstanden und sich scheinbar „abgeholt“ fühlten. Offensichtlich ist es gelungen, in den Gesprächen und Veranstaltungen eine Atmosphäre der Professionalität zu gewährleisten, die Vertrauen stiftete. Dazu hat wohl auch die neue Herangehensweise beim Dialog, nämlich das bewusste Aufeinander-Hören verbunden mit einem Element der Stille beigetragen.“

1.3 Spirituelle Dimension

Diese neue Herangehensweise in der Kommunikation, das Bemühen, eine neue Kultur des aktiven Hin- und Zuhörens einzuüben und dazwischen immer wieder Elementen des Innehaltens und der Stille Raum zu geben, erweist sich als zentrales und – weit über die kirchlichen Binnenstrukturen hinaus – zukunftsweisendes Element des Synodalen Prozesses.

„Ich höre dir zu. Ich gehe ein Stück mit dir. Du gehörst dazu. Ich bete für dich.
Ich teile mit dir. Ich besuche dich. Ich rede gut über dich.“

Diese von einer Synthese als Leitmotiv für „Christsein heute“ zitierte Verheutigung der Werke der Barmherzigkeit von Bischof Wanke ist auch für sich säkular verstehende Menschen verständlich und bringt etwas von jenem wertschätzenden, zweckfreien Interesse am Menschen zum Ausdruck, welches zu den spirituellen Grundhaltungen eines synodalen Stils gehört.

Diese spirituelle Grundhaltung findet Ausdruck in der in einigen vorsynodalen Versammlungen und Beratungen gepflegten „spirituellen Konversation“, die gleichsam das Herzstück von Synodalität darstellt und zugleich Methode und Inhalt umfasst. Eine solche „spirituelle Konversation“, die bisweilen als „Dialog, Geistliches Gespräch, Unterscheidung in Gemeinschaft [oder] Anhörkreis“ bezeichnet wird, geht davon aus, dass ausnahmslos jeder Mensch ein „kleines Wort Gottes“ ist, durch das Gott in dieser Welt wirkt und dass „Dankbarkeit, Sehnsucht, Hören, Spüren innerer Bewegungen [...] uns für den Geist Gottes öffnen“ können. „Wir können Mitwirkende Gottes werden, indem wir so unterscheiden, entscheiden und handeln.“

1.3.1 Schwierigkeiten

Eine Relecture der Teilsynthesen zeigt, dass es nicht immer und überall gelang, in dieser Haltung zu arbeiten. Einige berichten von einer bisweilen zutage tretenden „Selbstsicherheit, mit der anderen das Wirken des Geistes abgesprochen wird“; andere von der Beobachtung, dass Beteiligte primär daran interessiert waren, die eigene Meinung loszuwerden, nicht aber, in einen echten Dialog einzutreten; und wieder andere von der Wahrnehmung, dass sich nur „wenige [...] auf dieses schwierige

Unterfangen eingelassen“ haben, bzw. dass Synodalität „auf Hindernisse [stößt], wenn das notwendige Vertrauen fehlt“.

Als schwierig bzw. als Erfahrung der Trostlosigkeit erlebt wurde auch, dass der Synodale Prozess (gerade in den schriftlichen Eingaben) vielfach nochmals vorhandene „Verbitterung und Enttäuschung“ ans Licht gehoben bzw. zur Sprache gebracht hat: Erfahrungen von Frauen und Männern, die z.T. „in den vergangenen Jahren bereits ihre persönlichen Konsequenzen gezogen haben und sich aus dem aktiven kirchlichen Leben, aus der Institution Kirche, wenn nicht sogar vom Glauben, verabschiedet haben“.

Mancherorts gab es Kritik am Prozess an sich, vor allem dort, wo sich die Organisation der Zusammenkünfte – nicht zuletzt aufgrund der Corona-Pandemie – als schwierig erwies und das Interesse der Angesprochenen klein war. Schwierigkeiten gab es zudem bei der Einbindung spezieller Gruppen (Junge, Kirchenferne, Migrantengemeinden ...). Auch der Begriff „Synodalität“ war bisweilen ein Stolperstein, weil dieser in der Alltagssprache der meisten Menschen nicht vorkommt.

1.3.2 Überraschungen

Doch zeigt eine Relecture der Synodalen Erfahrung keineswegs nur Schwierigkeiten, sondern eine Vielfalt und große Spannweite an zu Tage tretenden Stimmungen:

„Die Spannweite an Stimmungen, Haltungen und Gefühlen im Zusammenhang mit dem Synodalen Prozess war groß: Sie reichte von Überforderung, Motivationsmangel, Aufbruchsstimmung, Erwartung und Erwartungslosigkeit (vor allem zu Beginn des Prozesses) über Zweifel und Erfüllung, Geborgenheit und Verweigerung (während des Prozesses) bis zu Erschöpfung, Dankbarkeit, Hoffnung und missionarischem Elan (zum Abschluss der vorsynodalen Versammlung). Zusammengenommen vermitteln die Rückmeldungen der Synodalen das Bild einer positiven Stimmungsentwicklung, die sich im Rahmen des Prozesses vollzogen hat.“

Als „Knackpunkt“ erweist sich die neu gepflegte Kultur des achtsamen und respektvollen Hörens: So wurde als beeindruckend und überraschend erlebt, wie bereit, interessiert und dankbar Menschen sind, über ihren Glauben und ihre Geschichten in einem respektvollen, offenen Raum sprechen zu können.

In diesem Sinne erweist sich das bewusst eingeübte „Hören“ in Form der oben beschriebenen spirituellen Konversation mit ihrer Sequenzierung von Phasen des Dialogs mit Phasen der Stille als eine „nachhaltige Entdeckung des Prozesses“. Die Einübung dieser Haltung verspricht positive Entwicklungen, zumal wenn dem gegenseitigen Zuhören die notwendige Unterscheidung und konkrete Handlungen folgen. Ob es gelingt, eine solche neue, spirituelle Kultur des Hörens auf allen Ebenen zu etablieren, ist somit für die nachhaltige Wirksamkeit des Synodalen Prozesses von entscheidender Bedeutung.

2. UNTERSCHIEDUNG UND THEMATISIERUNG DER BEITRÄGE

Aus dem Schreiben des Synodensekretariats: Dieser Teil der Synthese formuliert die Antwort auf die grundlegende Frage des synodalen Prozesses (vgl. Vorbereitungsdokument, Nr. 26) unter Berücksichtigung der thematischen Fragen (vgl. ebd., Nr. 30, und Vorbereitungsdokument, Nr. 5.3) und

unter Hervorhebung der wichtigsten Ergebnisse der während des synodalen Prozesses vorgenommenen Unterscheidung.

Im Folgenden werden verschiedene Aspekte des Gemeinsamen Gehens in der Katholischen Kirche in Österreich beleuchtet. Dabei kommen einige Themen in unterschiedlichen Kontexten immer wieder zur Sprache. Gegenüber Grundfragen von Synodalität an sich ist ein überproportionaler Fokus auf inhaltliche Themen nicht zu übersehen, welche sich an die 10 Themenbereiche des Vorbereitungsdokuments zum Synodalen Prozess orientieren.

2.1 Die Weggefährten

Aus den Synthesen der Diözesen und Initiativen ergeben sich verschiedene Bilder des „gemeinsamen Gehens“, wie es im jeweiligen Kontext erlebt wird. Diese Unterschiede lassen sich teilweise durch unterschiedliche Arten der Beteiligung am Synodalen Prozess erklären. Zugleich sind viele Gemeinsamkeiten zu erkennen. So tritt etwa aus den meisten Synthesen klar hervor, dass Gemeinschaft besonders in der Pfarre erlebt wird: „Die synodale Kirche wird zuerst als Weggemeinschaft gesehen, die sich vor allem in den Pfarren vor Ort manifestiert“, oder:

„Der Ort, an dem Gemeinschaft in der Kirche am stärksten erlebt wird, ist die Pfarre. Vor allem bei Gottesdiensten und Zusammenkünften danach am Kirchplatz oder im Pfarrcafé, bei kirchlichen Festen und Pfarraktivitäten ist diese Gemeinschaft erfahrbar. Ebenfalls positiv genannt wurden pfarrliche Gruppen (z. B. Familienverband, Weggemeinschaften) und Chöre sowie die Kinder- und Jugendarbeit.“

Der Aspekt von Kirche als Ort, wo Menschen Heimat finden, zeigt sich in vielen Beiträgen ebenfalls deutlich. In manchen Synthesen wird zudem betont, dass sich Menschen gerade in Zeiten der Krise, etwa der Covid-Pandemie, von der Kirche „Halt“ und „Sinn“ erhoffen.

Allerdings treten einige klare Defizite beim gemeinsamen Gehen zutage. Zu wenig Beachtung wird laut einigen Rückmeldungen Menschen mit Migrationshintergrund, sozial/finanziell Benachteiligten und Menschen mit Behinderung geschenkt. Bei der Durchsicht der Synthesen und Beiträge fällt auf, dass diese Gruppen in den Konsultationen fast nicht vorkommen. Dasselbe gilt für die zunehmend größer werdende Gruppe der anderssprachigen katholischen Gemeinden in Österreich. Etwas überraschend finden auch Familien, besonders in ihrer Bedeutung für Glaube und Gemeinschaft, in den meisten Synthesen nur wenig Beachtung.

Manche Diözesen berichten, dass ein gewisser Anteil der Konsultierten keine Gemeinschaft in der Kirche erfährt, sich gar ausgeschlossen fühlt. Dies betrifft etwa Wiederheiratet-Geschiedene sowie diejenigen, die sich mit der LGBTQIA+-Community identifizieren. Ein besonders häufiges Thema ist Geschlechtergerechtigkeit in der Kirche. Zwar wird durchgehend das große Engagement von Frauen in der Kirche benannt und gewürdigt, gleichzeitig wird oft davon berichtet, wie Frauen sich nicht als gleichberechtigte Weggefährtinnen erleben. Als Beispiel hierfür mag folgende Rückmeldung gelten: „Die Stellung der Frau in der Kirche hat eine große Anzahl an Beteiligten bewegt. Die Wahrnehmung von Benachteiligung bis hin zu Ausgrenzung schmerzt und macht betroffen.“ Vielen Synthesen zufolge wird diese Herausforderung an den bestehenden Strukturen und Hierarchien in der Kirche sichtbar und teilweise „spitzt sich die Problematik im Bereich Zulassung von Frauen zum Weiheamt zu (...)“. Für andere Rückmeldungen darf wiederum folgende Aussage als exemplarisch gelten: „Dabei sollte

zwischen den Themenbereichen Frauenordination und Beteiligung von weiblichen Laien an der Leitung unterschieden werden. Diese Differenzierung spiegelt sich in vielen Rückmeldungen bereits wider.“

Eine weitere Herausforderung ist die zunehmende Abwesenheit von Kindern und Jugendlichen in der Weggemeinschaft. Rückmeldungen junger Menschen zeigen, dass diese eine frühzeitige Einbindung auf Augenhöhe einfordern:

„Nur wer positive Erfahrungen in dieser Kirche gemacht hat, sieht einen Sinn darin, Zeit und Energie zu investieren und sich für die kirchliche Gemeinschaft zu engagieren. Diese positiven Erfahrungen machen Kinder und Jugendliche dann, wenn sie in ihrer menschlichen Würde gestärkt werden, indem sie die Erfahrung machen, ernstgenommen zu werden, selbstwirksam leben zu können und mitgestalten zu können. Daher braucht es einen neuen Stil im kirchlichen Leben, der eine breite Form von synodalen Beteiligungsmöglichkeiten schafft.“

In einigen Synthesen ist die Sorge um die Weggemeinschaft mit der Befürchtung um den Verlust an Glaubwürdigkeit und Attraktivität verbunden, sollte es der Kirche nicht möglich sein, neue Wege im 21. Jahrhundert zu beschreiten. Dies betrifft besonders Fragen um die heutige gesellschaftliche Akzeptanz von außerhalb des katholischen Eheverständnisses gelebter sexueller Beziehungen und Orientierungen, den Zölibat oder die Geschlechtergerechtigkeit, aber auch grundsätzlichere Fragen bezüglich Weihe, Amt, Struktur, Hierarchie, Macht und Leitung. Häufig wird explizit eine Änderung in der Lehre gewünscht. Manche Stimmen warnen hingegen vor der Übernahme weltlicher Moralvorstellungen und befürchten eine Erosion der kirchlichen Lehre durch den Synodalen Prozess, wobei hier kritisch auf den Synodalen Weg in Deutschland verwiesen wird.

Manche Rückmeldungen offenbaren Spannungen und Konfliktpotentiale im innerkirchlichen Diskurs. Als Beispiel können Berichte aus zwei Pfarren dienen, in denen beschrieben wird, wie sich in der einen Pfarre Pfarrmitglieder von der Gemeinschaft aufgrund liberalerer Ansichten ausgeschlossen fühlen, in der anderen wiederum, weil sie konservativere Positionen als Pfarrer und Pfarrgemeinderat vertreten.

Schließlich wird in einer Synthese pointiert die Frage gestellt, wie ein „gemeinsames Gehen“ in der Kirche im Vertrauen auf den Heiligen Geist gelingen mag, „ohne dass jeder auf seinen eigenen Wegen oder Standpunkten beharrt“.

2.2 Zuhören und das Wort ergreifen

Aus vielen Synthesen wird erkennbar, dass „das Neue“ am Synodalen Prozess besonders daran erkennbar wurde, wie den Gläubigen in Sitzungen, Versammlungen und Gesprächen vermehrt zugehört und ihnen die Möglichkeit gegeben wurde, frei von ihren Erwartungen, Hoffnungen und Enttäuschungen zu sprechen. Vor allem die Vorsynodalen Versammlungen in manchen Diözesen wurden als wichtiger Schritt hin zu einem Perspektivenwandel genannt:

„Auf der Vorsynodalen Versammlung wurde etwa benannt, dass Synodalität erfordere, unterschiedliche Meinungen zu hören und diese auch zuzulassen. Auch wenn sich die Kirche im Gesamten in diesem wechselseitigen Hinhören noch eher am Anfang befindet, bot die Konsultationsphase mitsamt der Vorsynodalen Versammlung eine erste tiefere Auseinandersetzung mit der Synodalität als Haltung.“

Trotz aller positiven Resonanz wird dennoch auch das Unbehagen mancher Gläubigen erwähnt, als Laien und Laiinnen Priestern oder Bischöfen gegenüber frei zu sprechen.

Aufgrund der Erfahrung aus den Gesprächsrunden in der Diözese wurde in einer Synthese davor gewarnt, „den Heiligen Geist denen abzusprechen, deren Meinung oder Wirken nicht mit der eigenen Vision von Kirche übereinstimmt.“ An anderen Orten schuf der synodale Stil die Möglichkeit, verschiedene Gräben innerkirchlicher Diskurse zu überwinden. Aus einigen Synthesen spricht schließlich die Ungewissheit, wie es trotz des neuen Stils nach dem Zuhören und dem freien Reden weitergehen solle: „Was können wir tun? Wie können wir vom Hören ins Handeln kommen?“

2.3 Feiern

Im Zentrum der Beiträge zu diesem Thema steht die Eucharistiefeier. Diese wird einerseits als Quelle der Stärkung und Gottesbeziehung, andererseits als Fundament der Gemeinschaft der Feiernden erlebt. Ergänzend wurde hierzu in manchen Beiträgen der Wunsch nach langfristigen Angeboten an Online-Gottesdiensten angesprochen. In einigen Rückmeldungen wird das Anliegen formuliert, dass sich Synodalität auch liturgisch widerspiegeln müsse, besonders durch den verstärkten Einbezug von Laien und Laiinnen in Verantwortung, Gestaltung und Durchführung in der Liturgie.

Zugleich wird teilweise Kritik an der Sprache und Gestaltung von Liturgie und rituellem Handeln geübt: „Die Sprache, die Form, sowie die rituelle Gestaltung werden häufig nicht im ausreichenden Maße verstanden und als starr empfunden“. Außerdem wird in einigen Beiträgen die mangelnde Qualität mancher Gottesdienste angesprochen, verbunden mit dem Wunsch nach einer Steigerung deren Attraktivität besonders für junge Menschen, etwa durch ansprechende Musik, eine verständliche liturgische Sprache und Angebote im Anschluss an die Liturgie, wie Agapen oder Pfarrcafés.

Der Wunsch nach einer Willkommenskultur in einer offenen Kirche ist in einigen Synthesen deutlich erkennbar. Das betrifft einerseits die atmosphärische Ebene, andererseits die Gestaltung und Nutzung von kirchlichen Räumlichkeiten insgesamt.

Erwähnenswert ist, dass in manchen Beiträgen von einer großen Sehnsucht nach Angeboten an Spiritualität und liturgischen Feiern gesprochen wird, sowie grundsätzlich vom Wunsch nach mehr Mystik und Kontemplation, um dem Glauben auch innerhalb liturgischer Feiern mehr Tiefe zu geben.

2.4 Mitverantwortung für die gemeinsame Sendung

Als Mittelpunkt der Sendung wird vor allem Jesus Christus genannt, das Hinschauen auf ihn und von ihm aus auf die Mitmenschen. Auftrag der Kirche sei es, „zum wirksamen Zeichen der Liebe Gottes für alle Menschen werden“ und „sie muss bei den Menschen ‚ihr Zelt aufschlagen‘ und für die Menschen da sein, ihnen Nähe, Heimat und Beziehung anbieten und mit den Sakramenten ihr Leben begleiten.“ Viele Beiträge sprechen von einer solchen Kirche als eine Kirche, die auf die Menschen zugeht, alle in Barmherzigkeit annimmt und sich ihrer Nöte widmet, mit einer klaren Option für die Armen und Benachteiligten. Die Kirche soll nicht nur „für“, sondern „mit“ den Menschen gehen.

In diesem Zusammenhang wird in einem Beitrag der sinnstiftende Charakter kirchlicher Sendung hervorgehoben: „Ganz vieles, was Kirche ausmacht, wird positiv gesehen. In schweren Zeiten – aber nicht nur in diesen – jemanden zu haben, der für sie da ist, weltweite Caritas und ein Hineinfinden in eine Kirche, die Halt und Sinn gibt, lässt Träume zu und Hoffnung wachsen.“

Als wichtig wird in zahlreichen Synthesen der vermehrte Einbezug von Frauen in der Sendung erachtet. Wenn mancherorts Frauen in der Verkündigung ein „wesentlicher Platz“ eingeräumt wird, begegnet man dem klaren Wunsch nach größerer Wertschätzung des bereits bestehenden Engagements sowie nach einem weiteren Ausbau der Möglichkeiten, in der Sendung der Kirche Verantwortung zu tragen.

Grundsätzlich wird Sendung in vielen Beiträgen mit Glaubwürdigkeit, Lebensnähe und Verständlichkeit in Verbindung gebracht: „Die Menschen werden nicht erreicht, weil die Herzen nicht erreicht werden“, oder: „Wir brauchen viele gute Hirten, die die Menschen suchen und finden. Die zu ihnen gehen.“ Aus vielen Beiträgen tritt deutlich hervor, wie sehr Sendung mit persönlicher Nähe zu den Menschen zu tun hat: „Während bei der Gemeinschaft und Teilhabe viel von Strukturebenen die Rede war, steht bei den Rückmeldungen nach einer gelingenden Sendung der Kirche eindeutig der einzelne Mensch im Mittelpunkt.“ Als Schwierigkeit mit Blick auf Sendung wird in einigen Beiträgen schließlich die Gefahr benannt, sich hauptsächlich innerkirchlich mit Haupt- und Ehrenamtlichen zu beschäftigen und dabei diejenigen zu übersehen, die nicht mit der Kirche „gemeinsam gehen“.

2.5 Dialog führen

Dialog wird in den Beiträgen zum Synodalen Prozess in Österreich vor allem hinsichtlich des Zusammenspiels von Kirche und (säkularer) Gesellschaft behandelt. Hier zeigt sich ein Spannungsverhältnis zwischen einer wahrgenommenen abnehmenden Relevanz der Kirche und einem gleichzeitigen Wunsch nach öffentlicher Positionierung.

Was die gesellschaftliche Relevanz der Kirche in Österreich anbelangt, beklagen einige Beiträge das wachsende Desinteresse nicht nur an der Kirche, sondern an der christlichen Botschaft überhaupt: die „Zunahme eines religiös indifferenten Säkularismus, vereinzelt sekundiert von einem „neuen“, fast pathologischen Atheismus (...), der manche sozialen Medien dominiert.“

Im Zusammenhang mit der abnehmenden Relevanz und deren mögliche Gründe weisen mehrere diözesane Synthesen auf die Krise der Glaubwürdigkeit der Kirche hin. Der Umgang mit sexuellem Missbrauch steht exemplarisch dafür, wie die eigene Glaubwürdigkeit untergraben wurde. Skandale aussitzen oder gar vertuschen, mangelnde Bereitschaft, Fehler lückenlos und transparent aufzuarbeiten, die wahrgenommene Diskrepanz zwischen „Wort und Tat“, etwa wenn es um Verfehlungen von Geistlichen geht, ist für viele Gläubige problematisch. Mut zu Ehrlichkeit, Transparenz und Authentizität sind nur erste Schritte, um die beschädigte Glaubwürdigkeit wiederherzustellen:

„Es gibt dazu viele Vorschläge, was Kirche glaubwürdig machen wird: Kirche braucht ein klares Profil und einen klaren Weg des Lebens aus dem Evangelium heraus. Wichtig wäre, dass die Kirche zu ihren Fehlern der Vergangenheit und Gegenwart steht und diese auch bekennt und heilsame Wege des Schuleingeständnisses begeht, sowie verletzte Menschen in allen Formen von Missbrauch immer wieder neu um Verzeihung bittet.“

Bedeutsam ist die Einsicht, dass selbst aktive Katholik/innen der Kirche nur wenig Autorität in (sexualmoralischen) Orientierungsfragen zugestehen.

Als Folge werden Dynamiken befürchtet, welche die Kirche zunehmend in eine abgeschottete Blase drängen, was wiederum ihre gesellschaftliche Bedeutung und das Verständnis für kirchliche Haltungen untergräbt.

Eine weitere Herausforderung für die Kirche ist die zunehmende Spaltung der Gesellschaft, die in mehreren Beiträgen angesprochen wurde, mit der sorgenvollen Beobachtung, dass sich diese Spaltung in den Reihen der Kirche fortsetzt. Der Umgang mit der COVID-19-Pandemie ist nur ein Beispiel dafür. Ebenso wird der innerkirchliche Umgang mit unterschiedlichen Standpunkten und Konflikten als verbesserungswürdig erlebt:

„Die gesellschaftliche Tendenz, sich immer weniger mit gegensätzlichen Meinungen zu befassen, trifft auch die Kirche und fordert dazu heraus, den ernsthaften Diskurs zu fördern. In diese Richtung geht auch das Anliegen, dass Kirche besonders in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation, wo Spaltungstendenzen viele Sorgen bereiten, eine vermittelnde Funktion als Brückenbauerin wahrnehmen soll.“

Letzteres ist insofern herausfordernd, da die Gemeinschaft der Katholik/innen zunehmend als Minderheit wahrgenommen wird: „Die Kirche wird als Randgruppe erlebt, zu der sich an den Rand der Gesellschaft gedrängte Gruppen eher zugehörig fühlen als die Mehrheitsgesellschaft.“

Trotz oder gerade auf Grund dieser Herausforderungen nimmt man eine Dringlichkeit wahr, die christliche Botschaft wieder verstärkt in die Gesellschaft hinauszutragen und sich klar zu positionieren – durch missionarisches Handeln, durch eine bessere Vermittlung der Heiligen Schrift, durch Erfüllung des sozialen Auftrags mit einem geschärften Blick für Menschen in Not, durch einen sichtbaren Einsatz für globale Solidarität, Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung, durch klare Haltungen bei gesellschaftlich und politisch strittigen Themen (Flucht, Bioethik, Individualisierung, Digitalisierung): „Während eine Minderheit der Befragten der Ansicht ist, dass sich die Kirche auf das Geistliche konzentrieren soll, wünschen sich viele, dass sie als meinungsstarke Stimme im (politischen) Diskurs partizipieren soll.“

Zwei Themen sind hier von besonderer Bedeutung: der soziale Auftrag der Kirche und die Schöpfungsverantwortung.

Was die Schöpfungsverantwortung anbelangt, wird nicht nur die Notwendigkeit einer klaren Haltung nach außen betont. Kirchliche Einrichtungen können in ihrem eigenen Wirkungsfeld sinnvoll tätig werden, indem etwa Umweltleitlinien umgesetzt werden.

Der soziale Auftrag der Kirche wird von den Gläubigen besonders eingemahnt. Dieser nimmt in den Beiträgen viele Formen an: Armutsbekämpfung, Einsatz für Flüchtlinge, Begleitung von alten, kranken, notleidenden Menschen, Einsatz für Obdachlose, um nur ein paar Felder zu nennen, in denen die Kirche einerseits aktiv ist, andererseits kirchlicher Einsatz von den Gläubigen erwartet wird.

Dabei dürfen große Themen wie ein gerechtes Wirtschaftssystem (auch der Umgang der Kirche mit ihren Reichtümern) und die Beziehung zu weniger entwickelten Ländern nicht vernachlässigt werden. Gesellschaftliches Handeln braucht jedoch „gute strukturelle Verankerungen (...), damit es nicht von der Beliebigkeit einzelner Personen abhängt.“

2.6 Ökumene

Ökumene wird in Österreich zwar gelebt, das Interesse am Thema war in den Beiträgen jedoch überschaubar. Erwähnt wird eine Reihe von positiven Erfahrungen mit interkonfessionellem und interreligiösem Austausch.

Sowohl im interkonfessionellen als auch im interreligiösen Bereich verweisen einzelne Beiträge auf freundschaftliche Zusammenarbeit (konkrete Beispiele wären der Sozialbereich, ein interreligiöses Gedenken für Corona-Tote und gemeinsame Hilfe für Flüchtlinge) oder unterstreichen zumindest Interesse daran. Betont wird auch, dass „(...) alle Religionen heute eine wichtige Aufgabe und Auftrag zur Bewusstseinsarbeit und zur Bildung haben: Der gemeinsame Einsatz für Frieden, Zusammenhalt und Gerechtigkeit.“ Ein Beitrag formuliert den Wunsch, im interkonfessionellen und interreligiösen Bereich Möglichkeiten für Dialog und Begegnung zu schaffen, vor allem für Jugendliche.

Was interkonfessionelle Ökumene anbelangt, gibt es auch Vorbehalte: Ein Beitrag kritisiert die fehlende Annäherung bei der Ekklesiologie. Insgesamt stellt sich die Frage, wie Ökumene im interkonfessionellen Bereich vertieft werden soll und kann und wie mit gesetzten Grenzen umzugehen ist.

„Gelegenheiten zur ökumenischen Begegnung (v.a. mit evangelischen Christ/innen) werden gerne und auch mit wachsender Verbundenheit wahrgenommen (...). Dabei taucht allerdings die schmerzliche Frage auf, warum eine gemeinsame Eucharistiefeier mit Christen und Christinnen anderer Konfessionen immer noch nicht möglich ist.“

Gleichzeitig wird anerkannt, dass mit Blick auf Synodalität andere christliche Konfessionen einen Erfahrungsschatz aufweisen, von dem die Kirche profitieren könnte: „Synodaler Prozess bedeutet auch ökumenisches Zuhören. So hat die Orthodoxe Kirche auf der Ebene der autokephalen orthodoxen Kirchen eine reiche und komplexe Erfahrung mit funktionierenden Synodalsystemen.“ Dabei wird betont, dass die katholische Lehre im Austausch mit anderen Religionen sichtbar bleiben und das Eigene wertgeschätzt werden soll.

Trotz der positiven Aspekte der Ökumene gibt es skeptische Stimmen, vor allem was den interreligiösen Dialog mit Judentum und Islam anbelangt.

Zwei diametral gegenläufige Tendenzen scheinen eine ökumenische Skepsis zu bestätigen: „Auf der einen Seite lässt sich bei vielen jungen Christ/innen von einer gewissen Postkonfessionalität sprechen (konfessionelle Zugehörigkeit spielt kaum mehr eine Rolle); andererseits lassen sich bei manchen jungen Menschen scharfe konfessionelle Trennungen erkennen.“

2.7 Autorität und Teilnahme

Mitgestaltung und Mitbestimmung und die Zukunft der hierarchischen Verfassung der Kirche waren zentrale Themen im Synodalen Prozess in Österreich.

Teilnahme – in den Beiträgen beinahe durchgehend „Partizipation“ benannt – wurde in den meisten Beiträgen als besonders wichtig erachtet. Teilnahme durch Gremien und Teilnahme in Gremien sind dabei wesentlichen Aspekte.

Mehrere diözesane Synthesen verweisen auf die Rolle der Beratung des Bischofs durch Gremien, welche eine besondere Form der Partizipation darstellen. Gute Beratung der diözesanen Leitung durch Gremien wird im Allgemeinen bei Entscheidungsfindungen berücksichtigt, doch fehlt es an struktureller Verbindlichkeit, gegebenen Rat immer zu berücksichtigen: „Ausbaumöglichkeiten und Kompetenzerweiterungen wären hier kirchenrechtlich gut umzusetzen (...) sogenannte Beispruchsrechte, die als Anhörungs- oder Zustimmungsrechte ausgestaltet sein können. Diese Rechte einzurichten, liegt in der Gesetzgebungskompetenz des Diözesanbischofs.“

Allerdings ist zu beobachten, dass Gremien nicht immer als repräsentativ empfunden werden.

Dies betrifft vor allem die Beteiligung Frauen, was in den meisten Beiträgen kritisch angesprochen wird: „Die Stellung der Frau in der Kirche hat eine große Anzahl an Beteiligten bewegt. Die Wahrnehmung von Benachteiligung bis hin zu Ausgrenzung schmerzt und macht betroffen.“

Schon in den bestehenden Strukturen könnte man die Repräsentation von Frauen verbessern, etwa indem man sie zur Beratung in reinen Männergremien heranzieht: „Ist es denkbar, dass die Bischofskonferenz nicht nur aus Männern besteht? Die Erfahrung zeigt, dass gemischte Teams auch Auswirkungen auf die Entscheidungen haben.“ Ähnliche Ideen betreffen die Einbindung von Frauen beim Priesterrat oder der Bischofssynode in Rom, in beratender Funktion. Die Teilhabe von Frauen in (Leitungs-)Gremien kann auch durch Frauenquoten gesteigert werden, so ein Vorschlag.

Bemerkenswert ist die mehrfach eingebrachte Differenzierung zwischen dem Themenbereich Frauenordination und der Beteiligung von Frauen an der Leitung: Wer für Förderung von Frauen in Leitungspositionen eintritt, unterstützt nicht deswegen automatisch die Forderung nach der Weihe von Frauen. Gleichzeitig wird klar, dass sich vor allem viele Gläubige in Österreich die Frauenweihe wünschen, zumindest in Form eines Diakonats – und diese Position wird sehr wohl mit generellen Gleichstellungs- und Gerechtigkeitsfragen verknüpft:

„Das Thema Frauen und Geschlechtergerechtigkeit gehört bei allen Rückmeldungen des Konsultationsprozesses zu den Top-Themen. Es wird festgestellt, dass viele Frauen aktuell den Weg der Kirche nicht mitgehen können, dass die Stimmen der Frauen zu wenig oder nicht gehört werden, dass sich die Kirche beim Frauenthema nicht an der Heiligen Schrift orientiert und dass wir von der Ökumene lernen können. (...) Viele wünschen sich eine Begegnung auf Augenhöhe, mehr Frauen in Leitungs- und Entscheidungsfunktionen oder fordern konkret, dass Frauen der Zugang zu kirchlichen Ämtern ermöglicht wird.“

Generell zeigt sich beim Thema Partizipation eine Spannbreite von bloßer Beteiligung bis zur entscheidenden Mitbestimmung: „Zwischen diesen beiden Arten der Partizipation wurde öfters unterschieden, wenn etwa rückgemeldet wird, dass Beteiligung möglich ist, aber keine Mitbestimmung.“ Blickt man auf die Beiträge, werden Möglichkeiten zur Mitbestimmung mehrfach als ausbaufähig gesehen, auch mit Blick auf Laien und Laiinnen. Dabei geht es auch um eine Neubewertung der Taufberufung: „Es gilt, das Verständnis von Berufung weiter zu fassen als bisher.“ Dazu sollen Charismen gefördert werden – Menschen sollen sich nach ihren Talenten einbringen können, was wiederum jenen Vertrauen abverlangt, die Entscheidungen treffen. Es gilt, Verantwortung zu teilen und nicht auf wenige zu konzentrieren.

Ein Beispiel für Teilhabe, die ohne Mitbestimmung auskommt, ist der Pfarrgemeinderat: Die mangelnde Verbindlichkeit führt zu Szenarien, dass hier getroffene Entscheidungen auf Grund der Autorität des Pfarrers keine Umsetzung finden könnten, was wiederum zu Frust bei jenen führt, die mitgestalten möchten. Gleichzeitig soll betont werden, dass Teilhabe am ehesten in der Pfarre gelingt:

„Der meistgenannte Ort, an dem Menschen sich in der Kirche beteiligen können, ist wiederum die Pfarre. Hier wird als konkrete Möglichkeit der Teilhabe vor allem der Pfarrgemeinderat genannt, daneben auch die Gestaltung von Gottesdiensten, das Vorbereiten und Feiern von Festen, die vielen Kleingruppen innerhalb der Pfarre, wo Menschen sich mit ihren unterschiedlichen Charismen einbringen können (...). Grundsätzlich gilt: Je höher die kirchliche Einheit hierarchisch gesehen eingeordnet ist, desto weniger Orte der Partizipation werden genannt: diözesan kaum, weltkirchlich keine.“

Die Pfarre bleibt somit nicht nur jener Ort, an dem die Weggemeinschaft gelebt wird, sondern Teilhabe sich am ehesten verwirklicht. In mehreren Beiträgen wird klar unterstrichen, dass sich diese kleinste Einheit kirchlichen Zusammenlebens bewährt hat und von den Gläubigen gewünscht wird: „Der

Wunsch nach überschaubaren Einheiten soll bei der zukünftigen Entwicklung eines Pastoralkonzepts im Blick behalten werden.“

Partizipation ist schließlich nicht nur eine Frage der Struktur, sondern auch der Kultur. So gilt es zu überlegen, wie Gruppen, die bislang kaum mitbestimmt haben, besser eingebunden werden: z.B. Kinder und Jugendliche, Migrant/innen sowie Menschen mit Behinderungen. Wichtig erscheint in vielen Beiträgen eine bessere Einbindung von Laien und Laiinnen, auch jenseits der Gremienfrage: etwa eine Predigtbeauftragung und Taufelerlaubnis für Pastoralassistent/innen oder in der Krankenhausseelsorge, wo auf Grund des Priestermangels oft die Krankensalbung nicht verabreicht werden kann.

Ein weiterer Aspekt von Partizipation ist der Umgang mit Autorität und Hierarchie. Die aktuellen kirchlichen Strukturen werden in mehreren Beiträgen als veraltet und nicht mehr anschlussfähig an heutige Vorstellungen eingeschätzt. Zu wenig Durchlässigkeit und zu wenig Demokratie erschweren vielen Gläubigen, sich in die Kirche einzubringen. Gewünscht werden flachere Hierarchien, die eher mit einem synodalen Geist der Kirche in Verbindung gebracht werden. Es gilt daher, einen Ausgleich zwischen notwendiger Führung und Mitbestimmung zu finden: „Es sollte regelmäßig überprüft werden, ob die Ziele des gemeinsamen Weges und die Schritte, die in diese Richtung gemacht werden, wirklich noch ‚gemeinsam‘ sind und von allen getragen werden.“

Dies betrifft auch Ämterbesetzungen, insbesondere das Bischofsamt. Hier betonen mehrere Beiträge den Wunsch von vielen Gläubigen, für die Ortskirchen Formen der Mitbestimmung zu schaffen: „Es muss eine Form der Wahl des Bischofs geben. Das setzt sich fort in die Pfarren, Gemeinden und pastoralen Knotenpunkten, wo ‚Pfarrer vorgesetzt und von oben zugeteilt‘ werden. Das missachtet jede lebendige Entwicklung in ‚verbindliche Selbstorganisation‘.“

Allerdings gibt es auch Stimmen, welche die hierarchische Verfassung der Kirche als Abbild der göttlichen Ordnung auffassen. Synodalität kann aus dieser Sichtweise nur als Ergänzung, jedoch nicht als Ersatz für das kirchliche Hierarchiesystem gesehen werden.

Schließlich soll Partizipation wertgeschätzt werden. Dies betrifft vor allem das Ehrenamt, wo eine solche Wertschätzung oft als mangelhaft wahrgenommen wird; es fehlt eine „Kultur der Dankbarkeit“ bzw. an Anerkennung.

„Kritisch werden in diesem Zusammenhang oft das hierarchische Gefälle und die starren innerkirchlichen Strukturen betrachtet. Ehrenamtliche Tätigkeiten würden in einigen Fällen abgelehnt oder aufgrund der hierarchischen Gegebenheiten als Einmischung gewertet. Dies führt bei vielen Teilnehmer/innen zu Frustration und in einigen Fällen auch zu Resignation.“

Hier muss auch die Frage gestellt werden, wer sich warum einbringt bzw. nicht einbringt: Wie kann man etwa Männer für das vorrangig weibliche Ehrenamt gewinnen, wie junge Menschen erreichen? Welche Strukturen und Angebote braucht es, um das Ehrenamt attraktiv zu halten?

Supervision von Ehrenamtlichen, zeitlich begrenzte Projekte und Bildungsangebote für Laien und Laiinnen sind nur einige der Vorschläge, um das Ehrenamt attraktiv zu halten.

2.8 Unterscheidung und Entscheidung

Eng verbunden mit dem Thema Teilhabe und Autorität sind die Fragen, wie in Österreichs Kirche Entscheidungen getroffen werden und wie es zu einer Unterscheidung der Geister kommt. Die Beiträge zeigen, dass in diesem Kontext vor allem über die Art, wie Macht, Leitung und Autorität gelebt werden, reflektiert wird.

Mehrere Eingaben unterstreichen, dass Macht in der aktuellen Kirchenhierarchie eine wichtige Rolle zugewiesen wird. Allgemein herrscht der Tenor, dass Macht sich aber vor allem als Dienst an und mit anderen verstehen soll: Dann „(...) ergibt sich ein Leitungsmodell, das Autorität und kooperativ-partnerschaftliches Verhalten in Balance bringt. Dabei geht es nicht in erster Linie um Vorschriften des religiösen oder gar kirchlichen Lebens, sondern um eine Lebensweise und Geisteshaltung.“

Die aktuelle Verfassung der Kirche ermöglicht, dass Leitungsverantwortliche sowohl synodal als auch absolutistisch führen können. Eine Zuspitzung von Verantwortlichkeiten auf eine einzelne Führungsperson – also zu Gunsten eines „absolutistischen“ Führungsstils – wird in mehreren Beiträgen kritisch gesehen: Die leitende Steuerung ist kein Akt einer Einzelperson, sondern vielmehr eine Gemeinschaftsaufgabe, mitunter über mehrere Hierarchieebenen. In diesem Sinn ist Entscheidungsautorität verbindlich zu teilen. Es gibt jedoch auch Stimmen die betonen, dass die Sakramentalität von Weiheämtern, insbesondere jenes des Bischofs, bei der Frage nach Leitung zu berücksichtigen ist: Leitung ist dem Bischofsamt inhärent.

Viele Beiträge zeigen, dass synodale Leitung in Österreich bereits jetzt praktiziert wird – vielfach in Organisationen aber auch in den Diözesen. Vor allem in letzteren hängt ein synodaler Führungsstil jedoch vom guten Willen der handelnden Personen ab.

„Es braucht diözesane bzw. pfarrliche Selbstbindung an synodale Beratungsergebnisse. Ängstliche, unsichere bzw. selbstbezogene Leitungspersonen schaffen es nicht, Verantwortung zu teilen bzw. den Personen zu vertrauen, an die Verantwortung abgegeben wurde. Sie üben ein hohes Maß an Kontrolle aus, die viel Energie und Ressourcen verbraucht.“

Synodaler Führungsstil soll verbindlich verankert werden, mit klaren Qualitätsstandards bezüglich Partizipation, Offenheit und Vertrauen sowie Selbstreflexion im Fall von Kritik. Gleichzeitig soll vermieden werden, dass synodal geprägte Führungsstile „(...) als Taktik missbraucht werden, um notwendige Entscheidungen oder die Auseinandersetzung mit wichtigen Themen zu verschleppen.“

Auch Laien und Laiinnen kann Leitungsverantwortung ermöglicht werden – ein geweihtes Amt allein reicht aus Sicht vieler Gläubige nicht, um als Leitungspersonlichkeit Unterscheidung und Entscheidung qualitativ umzusetzen, wie in einzelnen Beiträgen betont wird.

Synodale Leitung darf zudem Hilfen zur Unterscheidung und Entscheidung annehmen, wie externe Moderation, Supervision oder Beratung. Wichtig ist, dass Entscheidungen nachvollziehbar sind, vor allem für jene, die nicht (mit-)entschieden haben: „Transparenz ist für gelungene Synodalität ein wesentlicher Faktor – die Nachvollziehbarkeit von Entscheidungen, die in höheren Hierarchieebenen getroffen werden, aber die Kirche vor Ort betreffen, stärken den Zusammenhalt.“

Im Kontext von Entscheidungen stellt sich die Frage der Unterscheidung. Hier zeigen einzelne Beiträge durchaus Selbstkritik: Nimmt man sich Zeit für das Hören auf Gottes Geist, wenn Entscheidungen getroffen werden?

„Selbstkritisch erscheint die Wahrnehmung, dass von den 21 rückmeldenden Gruppen [die meisten; *Ergänzung d. Redaktionsteams*] sich nur teilweise oder keineswegs Zeit nehmen für das Hören auf Gottes Geist bzw. angeben, dass es ihnen nicht wichtig ist. Gleichzeitig wird gewünscht, gerade in diese Richtung Unterstützung zu bekommen: Wie hören wir gemeinsam auf Gott? Wie kommen wir zu einer Unterscheidung der Geister?“

Hier wird der synodale „Anhörkreis“, wie er im Zuge des Synodalen Prozesses in vielen Diözesen und Organisationen umgesetzt wurde, als gelungene Methode gelobt.

2.9 Sich in der Synodalität bilden

Das Thema Bildung erhielt weniger Beachtung als jene Fragen, die sich mit der Kultur des Miteinanders in der Kirche auseinandersetzen. Dennoch lassen sich verschiedene Perspektiven herausarbeiten. Vor allem wird festgestellt: Es braucht Bildung zur Synodalität.

Um Synodalität zu verstehen, braucht es konkrete Bildungsangebote in Schulen und in der Erwachsenenbildung (auch für Hauptamtliche), die in zeitgemäßer Sprache und mit einer zeitgemäßen Vermittlung der Heiligen Schrift angeboten werden: „Der synodale Prozess fordert uns auf hinzuhören, wie die Kirche denkt und glaubt. Deshalb hat die Katechese eine besondere Bedeutung.“ In diesem Zusammenhang wird auf bereits gelingende Bildungsarbeit verwiesen.

Schließlich wird betont, dass Synodalität selbst mit einem Lernprozess verbunden ist. Synodale Bildung bzw. eine Berücksichtigung von Synodalität soll in kirchlichen Ausbildungen ihren Platz haben. Lernorte, wo Synodalität geübt, gelebt und verinnerlicht werden kann, können helfen, Synodalität nicht nur zu verstehen, sondern auch umzusetzen: „Synodalität benötigt nicht nur die Verbindung untereinander, sondern primär auch die Verbindung mit dem Heiligen Geist, die sich in der Unterscheidung der Geister ausdrückt. Diese Praxis der Unterscheidung ist nur einer kleinen Gruppe bekannt.“

Ansonsten wird Bildung vor allem im Kontext von diözesanem Qualitätsmanagement bzw. Personalentwicklung thematisiert: Weiterbildung von Personal, laufende Schulungen für Führungspersonal oder die bewusste Betreuung von Personal gehören zu den Aufgaben, welche sich die Diözesen selbst stellen bzw. die teilweise bereits erfolgreich umgesetzt werden. Ebenso muss die Priesterausbildung bedacht werden. Reflexionsfähigkeit im Blick auf das eigene Verhalten, Team- und Leitungskompetenzen sollten vertieft werden: „Bei der Priesterausbildung soll darauf geachtet werden, dass die Kandidaten durch eine menschen- und gemeindenähe Formation lernen, klerikales Verhalten an sich und anderen zu durchschauen.“

Eine weitere Perspektive widmet sich der religiösen Bildung. Kritisiert wird in mehreren Beiträgen, dass Ausbildungen für die Verkündigung (Katechese) vernachlässigt werden und generell das religiöse Wissen im Abnehmen ist, vor allem wenn es um Glaubensinhalte der Katholischen Kirche geht.

3. CONCLUSIO

Aus dem Schreiben des Synodensekretariats: Die Schlussfolgerung könnte die Schritte aufzeigen, die als Antwort auf das, was als Ruf (oder die Rufe) des Heiligen Geistes erkannt wurde, unternommen werden sollten, wobei insbesondere die Punkte hervorgehoben werden, bei denen es als wichtig erachtet wird, die weitere Unterscheidung der Kirche zu erbitten.

Grundfrage:

Wie verstehen wir den Ruf des Heiligen Geistes im Kontext der Kirche in Österreich?

3.1 Synodaler Stil

Partizipation erfordert das Engagement aller Beteiligten, kein Konsumverhalten. Eine synodale Kirche braucht sowohl Menschen, die sich einbringen, als auch Strukturen, die Gemeinschaft, Teilhabe und

Sendung fördern. Ein Wandel von einer Priesterzentriertheit, die Klerikalismus befördert, hin zu eigenverantwortlichem Engagement ist essenziell.

Es geht um geistliche Unterscheidung, eine Kultur des gemeinsamen Suchens und um das Bewusstsein eines gemeinsamen Gehens. Für eine Entwicklung in diese Richtung hat der Synodale Prozess sensibilisiert. Aber nicht alle Gläubigen nehmen den gleichen Platz ein, es gibt unterschiedliche Charismen, Gaben und Aufgaben.

3.2 Weiterarbeit

Diözesen und verschiedene kirchliche Einrichtungen wollen auf ihren Ebenen an Synodalität weiterarbeiten.

Synodalität wird auch als Thema in Aus- und Weiterbildungen für kirchliche Berufe und Beauftragungen gesehen, wobei entsprechende „synodale Haltungen“ einzuüben sind.

Offen bleibt die Frage, wie Synodalität funktionieren kann: in hierarchischen Systemen; in Abhängigkeit vom guten Willen einzelner Verantwortungsträger; als tatsächlich verwirklichter Stil in Gremien, die sich grundsätzlich synodal verstehen; bis zu welcher Stufe von Partizipation; mit welchem Aufwand an Zeit und Energie – im Verhältnis zu einem Ergebnis. Ein Mindestmaß an Verbindlichkeit ist dabei ein zentraler Aspekt, Synodalität nachhaltig zu verankern.

Somit bleibt trotz ermutigender Erfahrungen eine gewisse Skepsis, ob unter dem Stichwort Synodalität nicht doch wieder nur geredet wird.

Andere Herausforderungen ergeben sich im Zusammenhang mit einem negativ behafteten Bild von Kirche in weiten Teilen der Gesellschaft – z.B. aufgrund von Missbrauchsskandalen, dem Umgang mit LGBTQIA+ und wegen als nicht zeitgemäß betrachteten Positionen, etwa im Bereich der Sexualmoral. Nicht zuletzt diese Themen dürften zu einem Bedeutungsverlust der Kirche in der Gesellschaft geführt haben.

Darüber hinaus besteht eine große Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung der Kirche, die zu einer Selbstreflexion herausfordert.

3.3. Reformen

Für unterschiedliche Ebenen werden Reformen in der Kirche thematisiert.

- Partizipation soll in Richtung Verbindlichkeit weiterentwickelt werden.
- Ämter in der Kirche sollen unterschiedslos für Männer und Frauen zugänglich sein.
- Dasselbe gilt für Leitungspositionen (einschließlich Gemeindeleitung), wobei aktuell im Sinn von Geschlechtergerechtigkeit besonders auf eine Förderung von Frauen zu achten ist.
- Im Bereich der Liturgie sollen vermehrt Laien und Laiinnen Dienste übernehmen können; die liturgische Sprache soll verständlicher werden; die Gestaltung der Riten mehr Nähe zum Leben der Menschen vermitteln.
- Lehren bzw. Lehrmeinungen sind zu überprüfen.

Im Vertrauen auf die fortschreitende Offenbarung des Heiligen Geistes in der Geschichte der Kirche wird eine Überprüfung von Lehren bzw. Lehrmeinungen empfohlen, die Erkenntnisse von

Wissenschaften und pastorale Erfahrungen einbeziehen sollen. Glaube und Vernunft dürfen nicht als Widersprüche wahrgenommen werden. Dies betrifft etwa die Sexualmoral, die Zulassung zu Sakramenten und zu kirchlichen Funktionen für Geschieden-Wiederverheiratete sowie den Umgang mit LGBTQIA+.

- Eine spirituelle Reform soll den Blick auf das Wesentliche lenken: das Evangelium und die Gottesbeziehung. Zentral soll das Bemühen sein, von Jesus her zu denken. Es geht um die Frage: Wie kommt mehr Liebe in die Welt?
- Strukturreformen sind angezeigt, wenn die bestehenden Strukturen diesem Ziel nicht mehr dienen oder dessen Erreichen erschweren.

Wenn man Reformwünsche jedoch als Infragestellung der (gottgewollten) kirchlichen Verfassung versteht, werden diese in den entsprechenden Eingaben abgelehnt. Stattdessen wird (vereinzelt) eine Stärkung hierarchischer Prinzipien sowie von Traditionen gewünscht.

Das deutet auf Spannungen hin, die nicht nur auf der inhaltlichen Ebene relevant sind. Dazu wurden einige Anregungen mitgeteilt, wie man damit umgehen könnte:

- eine Grundhaltung des Zutrauens: „Der/die Andere meint es gut... Jede/r ist ein kleines Wort Gottes“;
- wohlwollend bleiben – auch wenn man manche Positionen nicht teilt;
- anderen nicht das Katholisch-sein absprechen;
- nicht auf den eigenen Standpunkten beharren;
- Lösungen und mögliche Entwicklungen auf anderen Ebenen suchen;
- positive Erfahrungen von Gemeinschaft machen.

In dem Maß, in dem es gelingt, in einer spirituell fundierten synodalen Grundhaltung trotz bleibender Unterschiede miteinander zu gehen, erfüllt die Kirche ihre Sendung und erweist sich tatsächlich als „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1).

3.4 Mission

Eine positive Erfahrung von Gemeinschaft mit anderen Gläubigen, mit der Kirche, ist für die Verwirklichung der Mission der Kirche grundlegend.

In der Sendung der Kirche geht es um Aufmerksamkeit für die Menschen in einem einladenden, wertschätzenden, dienenden Stil. Es geht um Zuhören, Offenheit, Begegnung auf Augenhöhe, Raum geben.

Anmerkungen:

- Es fällt auf, dass die Dimension der Jüngerschaft und der Berufung zur Evangelisierung wenig betont wird, was vielleicht mit einem spezifischen Verständnis dieser Begriffe zusammenhängt.

- Aufgrund der weitgehend binnenkirchlichen Fokussierung der Eingaben scheint die Aufmerksamkeit über den kirchlichen Bereich hinaus vielerorts entwicklungsbedürftig.

Das Bemühen um evangeliumsgemäße Worte und Taten im Dienst an dieser Welt im Sinn Gottes bleibt jene Mission, die für Kirche und Gesellschaft lebens-wichtig ist.